

In Dortmund ist der ungarische Dirigent Iván Fischer auf den Spuren Antonin Dvoráks zu erleben – unter anderem mit einer konzertanten Aufführung von dessen „Rusalka“.



Foto: Marco Borggreve/Konzerthaus Berlin

Böhmen im Blut

Vor 30 Jahren gründete **Iván Fischer** das Budapest Festival Orchestra. Seitdem hat der ungarisch-jüdische Dirigent und Komponist das Ensemble in die Topliga geführt. Zu seinen Spezialitäten zählen Gustav Mahler und Antonín Dvorák. Kürzlich tourten sie mit Mahlers Neunter durch die Klassikwelt, eine Einspielung soll folgen. In Dortmund gestalten Fischer und sein Orchester jetzt eine „Dvorák Zeitinsel“ – Grund genug für Marco Frei, sich mit Iván Fischer zu treffen.

Herr Fischer, Mahler und Dvorák haben beide böhmische Wurzeln. Trotzdem folgt die Folklore in ihren Werken einer ganz anderen Motivation und Semantik. Warum?

Weil Dvorák katholisch war und seine ganze Haltung zur Folklore typisch für das 19. Jahrhundert ist – ein Patriotismus, mit dem man noch keine schlechten Obertöne verbinden musste. Das war eine reine Vaterlandsliebe – wie übrigens überall in der Habsburger Monarchie. Auch in Ungarn oder eben Böhmen, weil diese Völker ihre eigenen Wurzeln entdeckten.

Während sich bei Mahler in der Folklore und den zahlreichen derben Kapellenmusiken eine böse Fratze der Groteske zeigt, in der Welten hart aufeinanderprallen?

Absolut. Dvorák war ein böhmischer Katholik, Mahler ein assimilierter Jude. Ob nun Mahlers Eintritt in die katholische Kirche opportunistisch war oder halbgläubig, darüber kann man sich endlos streiten – es ist nicht wichtig. Seine Wurzeln kommen aus einer nichtreligiösen jüdischen Familie. Das muss man sehr gut verstehen, weil diese Familien ihre Kultur selber wie neue Götter adoriert haben. Das prallte auf verschiedene antisemitische

Zeitinsel Dvorák

Mit seinen „Zeitinseln“ schnürt das Konzerthaus Dortmund Programme, die einen Komponisten, Interpreten oder ein bestimmtes Thema in den Fokus rücken – über mehrere Tage. Mit der zweiten „Zeitinsel“ der aktuellen Saison porträtieren Iván Fischer und sein Budapest Festival Orchestra Antonín Dvorák. Zwischen dem 15. und 18. Mai stehen bekannte und weniger bekannte Werke auf dem Programm – mit Spitzensolisten. Daniel Müller-Schott ist mit dem berühmten Cellokonzert zu erleben, Juliane Banse singt im Requiem, und Garrick Ohlsson bestreitet das Klavierkonzert. Den Auftakt bildet eine konzertante „Rusalka“ mit Ales Briscein, Pavla Vykopalová und Jolana Fogasová. Weitere Infos und Karten unter: www.konzerthaus-dortmund.de oder 0231/22696200.

Konzerte

15.05. Konzerthaus, Rusalka
16.05. Konzerthaus, Requiem
17.05. Konzerthaus, Slawische Tänze op. 72 Nr. 1 u. 2, Klavierkonzert, Legendy op. 59 Nr. 6, Sinfonie Nr. 9
18.05. Konzerthaus, Slawischer Tanz op. 72 Nr. 6, Cellokonzert, Legendy op. 59 Nr. 10, Sinfonie Nr. 8



Bühne frei: das Konzerthaus Dortmund.



Daniel Müller-Schott spielt das Cellokonzert.

Erfahrungen. Das war von Anfang an paradox, eine Mischerfahrung, und diese innere Komplikation hört man in Mahlers Musik – dass das Schöne sich verbindet mit der Angst, ob das nun ein Galgenhumor ist oder irgendwelche kindlichen Erinnerungen an Militärkapellen. Alles ist gemischt und widersprüchlich.

Im heutigen Ungarn grassiert ein neuer Antisemitismus. Wie fühlt es sich an, dort ein Werk von Mahler aufzuführen, der als konvertierter Jude angefeindet wurde?

Ungarn ist natürlich in einer scheußlichen Entwicklung. Das ist eine Fahrt in den Abgrund, und ich muss sagen, dass Mahler das auch in seiner Musik verarbeitet hat. Manchmal bricht die Welt bei ihm zusammen, aber bei ihm ist das hundert Mal reicher. Was in Ungarn geschieht, machen fünf Prozent einer Sinfonie von Mahler aus. Mahler hatte generell gegen viele Widerstände zu kämpfen, der Wiener Antisemitismus war nur ein Bruchteil. Das größte Problem war, dass man ihn künstlerisch geschmacklos fand und übertrieben – auch weil er die sehr moderne Idee aufgriff, den „Schmutz der Straße“ aufzunehmen. Mahler „fotografiert“ das und sagt, dies sei Kunst.

So etwa die derben Volksklänge im zweiten Satz der Neunten?

Ja, zum Beispiel. Und Mahler nimmt auch Kitsch auf, das ist Teil seiner Sprache. Manche Orchestermusiker mit Beckmesser-Seelen meckern, weil das kein guter Geschmack sei. Aber genau das ist ja das Moderne bei Mahler und für mich das Schönste. Unterschiedliche Musiken sind von Kindheit an bei Mahler eingeflossen, vulgäre Militärmusik, Kuhglocken, jüdische Lieder – weil das eben die Welt ist. Es gibt vielleicht vier, fünf Riesensterne unter den Komponisten, Mahler gehört dazu – den man aber nicht immer versteht. Unsere Musiker in Budapest lieben ihn und setzen sich ganz für ihn ein. Das hat Mahler damals nicht erlebt.

Trotzdem warnen jüdische Gemeinden, dass sich Juden in Ungarn zusehends bedroht und verfolgt fühlen. Stimmt das?

Ja, es gibt eine Hasswelle. Sie ist nicht so schlimm wie in den dreißiger und vierziger Jahren, aber ja – das ist wahr. Deswegen gehe ich auf die Straße und demonstriere, obwohl die Idioten und Rechtsradikalen lauter und stärker geworden sind in der letzten Zeit. Es gibt eben auch die Gegenreaktion auf solche Tendenzen. Wenn man das konsequent durchführt, wird diese Welle wieder abebben.

Im vergangenen Herbst wurde aber in den USA eine Oper von Ihnen uraufgeführt, die den Antisemitismus thematisiert.

Ja, das hat für großes Aufsehen gesorgt. Die Oper spielt gegen Ende des 19. Jahrhunderts in einem ungarischen Dorf. Ein Mädchen verschwindet, und die Juden werden verdächtigt, einen Ritualmord begangen zu haben – ein typisches antisemitisches Vorurteil aus dem tiefsten Mittelalter. Ein 14-jähriger Jude wird gefoltert und so manipuliert, bis er den eigenen Vater beschuldigt. Am Ende müssen Vater und Sohn wieder ins Reine kommen. Meine neue Oper handelt von dieser Familientragödie. Es wurde viel darüber geschrieben, dass ich die Ungarn als Football-Hooligans darstelle. Das stimmt, damals wollten sie nur lynchen.

Auch während der Nazi-Zeit kam es in Budapest zu einer regelrechten Menschenhatz. Juden wurden in die Donau getrieben, und wer auftauchte, wurde erschossen.

Absolut, ja! Und das waren nicht Deutsche, die die Juden durch Budapest getrieben haben, sondern Ungarn. Aber meine Oper spielt im 19. Jahrhundert, und dort liegen die Wurzeln dafür. Es ist ein Einakter.

Dennoch haben bereits viele ungarische Künstler ihre Heimat wegen der gegenwärtigen Entwicklung verlassen.

Ja. Auch ich habe meine Familie nach Berlin geschickt. Ich denke, dass meine Kinder besser in Berlin auf die Schule gehen sollten. Man führt an den staatlichen Schulen in Ungarn derzeit furchtbare Dinge ein. Einige wirklich faschistische Autoren gelten als Pflichtlektüre. Auch ich bin vorsichtig, aber ich möchte

die Budapester nicht im Stich lassen. Tausende folgen uns, wir haben ein riesiges Publikum. Sie hängen an unserem Orchester. Wenn wir Mahler machen, müssen wir drei Konzerte ansetzen – weil so viele kommen. Diese Musik ist für sie eine Hoffnung.

In Dortmund dirigieren Sie eine konzertante Aufführung von Dvoráks Oper „Rusalka“. Ist das ein Plädoyer gegen Opernregie?

Nein, eine Oper auf der Bühne ist viel schöner. Konzertante Aufführungen haben aber den Vorteil, ein Werk unangetastet zu erleben. Opernregien kommen und gehen, das sind kurzlebige Erscheinungen. Manchmal sind sie interessant oder totaler Mist. Es gibt eine Vielfalt an Opernregie, aber es sind nie langlebige Deutungen. Der Besucher einer Opernaufführung hat drei Impulse: visuell, akustisch und durch die Übertitel textlich. Bei einer sehr intensiven Opernregie ist das Visuelle so stark, dass die Musik darunter leiden kann.

Nixen wie Rusalka, Wassermänner, Mittagshe- xen – warum hat sich Dvorák so intensiv mit der Märchenwelt beschäftigt?

Weil es das Wichtigste war, dass ein Kind in seiner Welt hörte. Die manchmal erschreckenden, bösen Figuren, die in Märchen auftreten und idealisiert werden: So wird ein typischer katholischer Junge aus Böhmen erzogen. Das ist die Welt von Dvorák.

Und auch Ihre Welt, weil Sie selber neben dem jüdischen einen böhmisch-slawischen Hintergrund haben.

Ja, und das ist sehr essenziell. Wie meine Eltern wurde auch ich zwar in Budapest geboren, aber meine Großeltern stammten aus böhmischen Shtetl-Dörfern – ähnlich wie die Familie von Mahler. Es ist nicht so sehr die Umgebung, sondern die ganze Familienatmosphäre – die Melodien, die man pfeift, die Witze, die man sich erzählt, die Sprüche. Das kommt genau aus diesem Umkreis.

Was Nazis und Kommunisten unwiederbringlich zerstört haben.

Ja, und wir Nachkommen der überlebenden osteuropäischen Juden leben mit diesem – nein, nicht Schmerz. Es ist dieses fast das ganze Leben prägende Gefühl, dass wir die einzigen Überlebenden einer ausgerotteten Welt sind. Das ist jedoch kein aktueller Schmerz, wir haben das schon in uns verarbeitet. Aber man sucht Antworten darauf.

In Vorbereitung

Bruckner, Sinfonie Nr. 7; Budapest
Festival Orchestra,
Iván Fischer; Challenge/NAI CD
Diese CD erscheint voraussichtlich
am 09.05.



„So wird ein typischer katholischer Junge in Böhmen erzogen. Das ist die Welt von Dvorák“

In Dortmund koppeln Sie das berühmte Cellokonzert Dvoráks mit dessen Sinfonie Nr. 8. Inwieweit ist die Achte ähnlich wie die Zweite von Johannes Brahms eine Cellosinfonie, weil die Hauptthemen von den Celli eingeleitet werden?

Das ist ein sehr schöner Gedanke. Komponisten haben eine Grundfärbung. Es stimmt, dass ein Instrument manchmal zu diesen Launen passt. Bei Dvorák passt der Celloklang sehr zu seiner Person, und das ist vielleicht auch ein Grund, warum von seinen drei großen Solokonzerten das Cellokonzert das populärste geworden ist. Und ja, in seiner Achten ist dieser Klang ganz zentral. Für mich ist aber der große Unterschied, dass Brahms strukturell perfekt kontrolliert. Was er komponiert, läuft in festen Bahnen, während Dvorák viel rhapsodischer ist.

Er lässt manchmal intuitiv Dinge zu, die Brahms nicht machen würde. Das kann man sehr leicht erfühlen, wenn man sich die böhmische Luft um Dvorák in Erinnerung ruft.

Warum ist Dvoráks Requiem, das Sie ebenfalls in Dortmund dirigieren, so selten zu hören?

Das weiß ich nicht, es ist ein wunderbares Werk – viel lyrischer als Verdis Requiem, aber manchmal nicht minder effektiv und stark. Es ist monothematisch, ein Thema zieht sich durch das ganze Werk. Es ist eines der großen Kirchenmusikwerke des 19. Jahrhunderts.

Was Verdis Requiem schon deswegen nicht ist, weil er als Atheist mit seinem Requiem Alessandro Manzoni würdigen wollte, der wie er eine Galionsfigur des Risorgimento war – der Einheitsbewegung Italiens.

Aber schon Beethovens „Missa solemnis“ wurde im Konzertsaal aufgeführt, was zu Mozarts Zeit undenkbar gewesen wäre: Da hat man noch für die tägliche Liturgie geschrieben. Seit Beethoven wurde nicht unbedingt für den Kirchengebrauch geschrieben, auch wenn durchaus Kirchenmusiken dabei sind. Es sind Musiken für das Konzertpublikum mit dem spirituellen Gehalt der Kirchenmusik. Ja, Verdi ist anders als Dvorák, der ein sehr konservativ gläubiger Katholik war. Dvoráks Requiem ist aber ebenso ein Konzertstück – eine typische Konzertkirchenmusik des 19. Jahrhunderts.

In Ungarn wurde aktuell László Kovács als Leiter des Sinfonieorchesters in Miskolc gefeuert – aus politischen Gründen. Weiß die Regierung Ungarns, wie wichtig Ihr Budapest Festival Orchestra als Botschafter des Landes ist?

Man muss fair und gerecht sein. Das Orchester ist gut versorgt, und ich denke, dass die Regierung es schätzt. Das ist richtig und gut. Aber deswegen bin ich nicht kritiklos. Aus meiner Sicht macht Ungarn einen Riesenfehler mit dem Schüren einer antieuropäischen Stimmung und dem Horthy-Kult. Miklós Horthy war ein Verbündeter Hitlers. Als Staatsmann hatte er einen großen Anteil daran, dass rund 400.000 ungarische Juden ermordet wurden. Zwar kommt dieser Kult nicht von der Regierung, aber sie distanziert sich nicht von ihm. ■